

Landdienst im Zweiten Weltkrieg

Dora Gut

Während des Zweiten Weltkrieges wurde der obligatorische Landdienst für junge Leute zwischen 15 und 20 Jahren eingeführt. Er musste während dreier Wochen geleistet werden. Besuchte man noch die Schule, so mussten die Schüler und Schülerinnen zwei Wochen ihrer Sommerferien dafür «opfern», so dass nur noch drei Wochen Ferien übrigblieben. War man hingegen schon berufstätig, so musste die Firma zwei Wochen übernehmen und der Arbeitnehmer eine Woche seiner ihm pro Jahr zustehenden Ferien drangeben. Man muss hier bedenken, dass junge Leute damals nur zwei Wochen bezahlte Ferien pro Jahr hatten. Den «Landdienstlern» blieb also gerade noch eine Woche zur freien Verfügung. Die Bauern, die Landdienstler beschäftigten, waren verpflichtet, ihren jungen Helfern nebst Kost und Logis den bescheidenen Betrag von einem Franken pro Tag zu bezahlen.

Ich selber hatte drei Landdienste zu leisten, teils noch während meiner Schulzeit in Zürich und teils in der Zeit, da ich bereits berufstätig war.

Im Kaltenstein (Küsnachterberg)

Den ersten Landdienst leistete ich bei einem Onkel, der im Kaltenstein einen kleineren Bauernbetrieb hatte. Dies ermöglichte mir, zu Hause in Limberg zu schlafen. Darüber, wie meine landwirtschaftliche «Tätigkeit» ablief, brauche ich nicht viel zu erzählen: Wie die Arbeiten auf Wiesen und Äckern vonstatten gingen, habe ich bereits im Jahrheft 2005 (Seiten 54–59) geschildert. Den Landdienst leistete ich im Juli/August. Ich war also zur Hauptsache mit Emden und dem Einbringen des ersten reifen Getreides beschäftigt. Daneben gab es natürlich auch noch andere Arbeiten, zum Beispiel im Garten Unkraut jäten, ihn giessen, Beeren und Bohnen pflücken. Im Stall musste ich glücklicherweise nicht helfen, ausser ab und zu am Abend den Kühen noch Futter geben. Dieses lag in der dem Stall vorgelagerten Tenne bereit und wurde durch eine Futterlücke in der Trennwand mit einer Gabel hineingeschoben. Man nannte das «*de Chüene inegää*».

Erlaubte das Wetter das Arbeiten im Freien nicht, so musste ich bei den im Haushalt anfallenden Arbeiten mithelfen.

Die jeweiligen Znüni- und Zvieripausen waren immer ein besonderes Erlebnis. Es gab feinen, selbstgeräucherten Speck oder selber hergestellte Bauernschüblinge. Auch Brot war immer reichlich vorhanden. Die Bauern waren während des Krieges verpflichtet, eine bestimmte Menge Getreide je nach Grösse des Betriebes anzupflanzen und für die Landesversorgung abzuliefern. Natürlich konnten sie auch mehr anpflanzen und dies für den Eigenbedarf behalten. So hatten sie ihr eigenes Mehl und konnten reichlich Brot selber backen. Wahrscheinlich genossen auch andere Landdienstler diese Zwischenmahlzeiten, denn die offiziellen Lebensmittelzuteilungen waren nicht gerade üppig bemessen, besonders nicht für junge Leute mit gutem Appetit.

Meinen zweiten Landdienst absolvierte ich in einer Grossgärtnerei in Erlenbach, hatte also nichts mit Landwirtschaft zu tun. Die Arbeit war aber nicht weniger streng als auf dem Bauernhof.

Bei Familie Held in Zizers

Meinen dritten und letzten Landdienst leistete ich im Rahmen eines von der «Jungen Kirche» organisierten Lagers in Zizers, dem damals weitherum bekannten Dorf des Kräuterpfarrrers Künzle.

Im Lager waren etwa 12 bis 15 Mädchen. Wir waren in einem Raum des Schulhauses untergebracht, wo wir auf Strohsäcken schliefen. Jeden Morgen mussten diese geschüttelt werden, eine herrlich staubige Angelegenheit! Morgens und abends konnten wir uns an den Waschrögen in der Waschküche des katholischen Pfarrhauses waschen, das neben dem Schulhaus stand und nur durch einen Garten davon getrennt war. Eine ziemlich mühsame Sache, und besonders sauber waren wir wahrscheinlich auch nicht. Um sechs Uhr war Tagwache; um sieben Uhr mussten wir uns bei «unseren» Bauern melden. Das Morgenessen nahmen wir bei den Bauern ein, ebenso die Verpflegung tagsüber. Für das Abendessen mussten wir um 19 Uhr im Lager zurück sein. Eine Hauswirtschaftslehrerin hielt dort für uns das Abendessen bereit. Wahrscheinlich konnte sie für die Zubereitung eine Küche im Pfarrhaus benützen. Üppige Mahlzeiten wurden nicht aufgetischt, denn erstens waren alle Lebensmittel (ausser Gemüse) rationiert, zweitens stand auch nur ein schmales Budget zur Verfügung. Dass wir um 19 Uhr im Lager zurück sein mussten, war mit Bedacht so organisiert, damit uns die Bauern nicht bis in den späteren Abend hinein beschäftigen konnten. Trotzdem trafen immer wieder einige Mädchen zu spät im Lager ein. Das war weiter nicht verwunderlich, denn ein Teil des Landes der Zizerser Bauern lag weit entfernt vom Dorf, rheinabwärts bis vor Landquart und rheinaufwärts bis nach Trimmis. In beiden Richtungen entsprach das einer Distanz von je ca. fünf Kilometern. Man fuhr mit Pferd und einem leeren Heuwagen – auch wenn kein Heu einzubringen war – zu diesen Wiesen und Feldern. Konnten die vorgesehenen Arbeiten nicht bis gegen Mittag erledigt werden, so nahmen wir Znüni, Mittagessen, Zvieri und genügend Getränke mit. Auch Kaffee wurde in einem Wärmehaltekug mitgeführt. Sehr hygienisch ging es da nicht gerade zu und her. Man stelle sich vor: Den ganzen Tag keine Gelegenheit, sich die Hände zu waschen. Man rieb sich die Hände halt trocken ab und ass mit schmutzigen Händen! Gestört hat das niemanden, und geschadet hat es auch niemandem.

Die Bauernfamilie, der ich zugeteilt war, bestand aus den zwei Söhnen Ueli und Alois sowie der Tochter Lise im Alter zwischen etwa 35 und 42 Jahren. Auch eine alte Mutter war noch da, die den Haushalt besorgte. Leider sah sie nicht mehr gut, trug aber keine Brille. So konnte es vorkommen, dass auf dem Essgeschirr noch Spuren der vorangegangenen Mahlzeit klebten. Das störte mich. Ich stand dann jeweils vom Tisch auf und wusch meinen Teller oder das Besteck nochmals ab, was die guten Leute mit erstaunten Blicken quittierten. Wahrscheinlich dachten sie: «Das ist halt so eine zimperliche Jungfer aus der Stadt, die sich an so einer Kleinigkeit stört.» Entsprechende Bemerkungen blieben aber aus, zumindest in meiner Anwesenheit.

Nahrhafte Röschi

Als ich mich am ersten Morgen meines Landdienstes beim Bauern einfand, sah ich mit Entsetzen, dass auf dem Tisch eine riesige Platte mit dampfender Röschi stand, wahrscheinlich mit Schweineschmalz gebraten und mit Speckwürfeli zusätzlich angereichert. Für

mich war es schlicht unmöglich, eine solch fetttriefende Mahlzeit auf nüchternen Magen zu essen. So blieb mir nichts anderes übrig, als den Leuten zu erklären, dass sich mein Magen weigere, am Morgen eine üppige Röschi zu essen. Auch hier Verwunderung, aber ich erhielt dann jeweils Brot, Butter und Konfitüre.

Kirschen – nicht ganz nach meinem Geschmack

Mein Zizerser Landdienst fiel in die Zeit der Kirschenernte. Die Familie Held besass zahlreiche Kirschbäume. Logischerweise musste ich bei der Kirschenernte mithelfen, allerdings nicht ohne dass ich vorher gefragt worden war, ob ich auf einer Leiter in den Baum hinaufsteigen könne, ohne herunterzufallen. Ich hatte da keine Probleme. Stunden- und tagelang stand ich also auf der Leiter und pflückte Kirschen «bis zur Bewusstlosigkeit». Am Abend schmerzten dann die Füsse. Man hatte mir gesagt, ich könne Kirschen essen, so viel ich nur wolle, was ich auch reichlich tat, allerdings nur am ersten Tag der Kirschenernte. Der Spass und die Freude am Kirschenessen vergingen mir nämlich am folgenden Morgen, als ich die grosse Küche bei Helds betrat. In einer Ecke standen einige Fässer mit den am Vortag gepflückten Kirschen. Man hatte am Abend noch Wasser zugesetzt, und am Morgen lag obenauf eine dicke gelbliche Schicht – Maden, die durch das zugefügte Wasser aus den Kirschen herausgesogen worden waren. Mir stockte der Atem, als ich daran dachte, wie viele Kirschen ich am Vortag direkt vom Baum gegessen hatte. Die Folge von diesem Erlebnis war, dass ich während vieler Jahre keine Kirschen mehr essen konnte.

Abenteuerlicher Zwischenfall im Kartoffelacker

Einmal musste ich beim Häufeln der Kartoffeln helfen. Das Pferd wurde vor einen kleinen Pflug gespannt. Ich musste das Pferd führen. Angst vor Pferden hatte ich nicht, aber auch keine Ahnung davon, wie man mit ihnen umgeht, was der schlaue Gaul natürlich bald bemerkte. Während ich das Pferd am Halfter durch die Furchen führte, drückte Bauer Ueli den Pflug in die Furche, die so neu geformt wurde und die Erde gegen die Kartoffelstauden drückte. Langsam bekam ich das Gefühl, das Pferd werde unruhig. Dann sah ich plötzlich, wie das Weisse des Auges hervortrat. Bevor ich etwas sagen konnte, riss sich das Pferd los und galoppierte mit dem Pflug quer durch den Kartoffelacker. Mit einem raschen Sprung zur Seite konnte ich vermeiden, dass ich vom hin- und herschleudernden Pflug getroffen wurde. Ueli hingegen, für den das alles unerwartet geschah, flog hoch im Bogen weg und landete ein paar Furchen weiter weg im Acker. Glücklicherweise war ihm nichts geschehen, und er konnte das Pferd, das ein paar hundert Meter weiter entfernt stillstand, wieder zurückholen. Das war das erste und zugleich das letzte Mal, dass ich beim Kartoffelhäufeln mithelfen musste.

Der Höhepunkt: ein Alpaufzug

Ein kleine Sensation, sozusagen ein Höhepunkt dieses Landdienstes, war für mich, dass ich am Alpaufzug teilnehmen konnte. Da um Mitternacht aufgebrochen wurde, brauchte ich die Bewilligung der Lagerleiterin, die zum Glück darin kein Problem sah.

In einer schönen Sommernacht trafen sich alle Bauern, die ihr Vieh zur Sömmerung auf die Alp geben wollten, um Mitternacht mitten im Dorf. Alle waren mit einer grossen Taschen-

lampe und einem dicken Stecken ausgerüstet, mit dem wir das Vieh antreiben mussten. Das war anfänglich keine leichte Arbeit. Die Kühe waren widerspenstig und wollten wieder in den Stall zurückkehren. Sie mussten deshalb manchen Hieb einstecken. Manchmal brachen sie auch zur Seite aus, und wir «Viehtreiber» mussten zurückrennen, um sie wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Endlich begriffen sie, wohin es ging, und nun kamen wir zügig vorwärts. Die Alp lag im Prättigau, oberhalb von Valzeina. Es war ein langer Weg, und einmal vom Talboden weg, war er zeitweise auch ziemlich steil. Zizers liegt auf 531 Metern über Meer, und die unterste Alp war wahrscheinlich auf mindestens auf 1200–1300 Metern Höhe. Natürlich mussten verschiedene Halte eingeschaltet werden, einmal für ein frühes Frühstück und dann für die Znünipause. Zwischen zehn und elf Uhr kamen wir auf der Alp an, wo wir von den dort bereits anwesenden Sennen empfangen wurden. Man unterhielt sich, erzählte sich gegenseitig die letzten Erlebnisse und nahm gelegentlich das Mittagessen ein. Dann folgte noch eine kleine Äplerchilbi. Mitte Nachmittag machten wir uns allmählich auf den Heimweg und stiegen nach Valzeina hinunter, von wo uns ein kleines Postauto zur Talstation Seewis-Valzeina der Rhätischen Bahn brachte, mit der Zizers bald erreicht war. Nun musste nur noch das letzte Stück Weg von der Station zum Dorf geschafft werden, was auch noch zwanzig Minuten dauerte. Die Bahnstation liegt nämlich im Talboden, und das Dorf selber lehnt sich etwas weiter oben an den Hang an (wenigstens war es damals so; heute sieht es vermutlich anders aus). Ziemlich müde, aber sehr zufrieden mit dem einmaligen Erlebnis – bis heute unvergessen – traf ich im Lager ein.

Wie ich's heute sehe

Wenn ich heute auf die zwei in bäuerlichen Betrieben geleisteten Landdienste zurückblicke, kann ich sagen, dass sie mir im grossen und ganzen gut gefallen haben. Einerseits war es eine interessante Abwechslung zum Schulalltag bzw. zum täglichen Berufsleben mit regelmässigen Arbeitszeiten. Andererseits gaben sie einen guten Einblick in das oft harte bis sehr harte Leben unserer Bauern. Auch wenn es in früheren Zeiten noch gemächlicher zu- und herging als heute – einfach war es gewiss auch damals nicht, war doch vieles noch strenge Handarbeit. Zusammengefasst: Ich habe meine Landdienstzeiten in guter Erinnerung behalten und war eigentlich immer froh, diese einmaligen Erlebnisse gehabt zu haben, auch wenn es nicht immer nur Schönes gab.